

Eine historische Aufnahme aus der Feldstraße. Mehr dazu auf Seite 3!

Der Kiez gestern und heute

Einige Themen im Heft:

In der Waschküche läuft es rund
Die Kiezsportlotsin ist jetzt Nachbarin

Der Biomüll stinkt mich an!
Stolpersteine im Brunnenviertel



Jakob Hensel



Sulamith Sallmann



Jochen Uhländer



Susanne Bürger



Andrei Schnell



Jördis Hirsch



Regine Allgayer



Corinna Neinaß



Angela Kaiser-Dommer



Hajo Lange



Simone Lindow



Ralf Schmiedecke



Stephanie Esser



Volker Gehrmann/
karachoberlin



Projektleiterin
Dominique Hensel

Impressum

Bürgerredaktion:

Dominique Hensel (V.i.S.d.P.), Andrei Schnell, Simone Lindow (Lektorat)

E-Mail: kiezreporterin@gmx.de

Telefon: (0163) 687 12 76

www.brunnenmagazin.de

www.instagram.com/brunnenmagazin

Foto Titelseite: Sammlung Ralf Schmiedecke

Auflage: 2.000, Berlin im November 2024

Gefördert durch:



Unter Beteiligung von:



Thema	Seite
Autoren und Impressum	2
Gestern & heute: Feldstraße	3
Mein allererster Ferienjob	4
Café Libre: Grenzenlos weltoffen	5
In der Waschküche läuft es rund	6
Kolumne	9
Jördis Hirsch ist Künstlerin	10
Die Kiezsportlotsin ist nun Nachbarin	11
Auf der Suche nach Ruhe und Glück	12
Lesecafé und Lesungen im Kiez	13
Stolpersteine im Brunnenviertel	14
Berliner Spreetochter feiert ihren 100. Geburtstag	16
Der Biomüll stinkt mich an!	19
Zum Schluss: Kiez-Termine	20

Die nächste Ausgabe

Die nächste Ausgabe des Kiezmagazins erscheint zwischen Weihnachten und Neujahr als Foto-Sonderausgabe. Die nächste reguläre Ausgabe kommt Ende März 2025 heraus. Aktuelles über die ehrenamtliche Bürgerredaktion sowie die Beiträge aus den gedruckten *brunnen*-Magazinen seit 2015 plus viele weitere Wedding-Nachrichten gibt es jederzeit auch digital auf www.brunnenmagazin.de und auf Instagram (www.instagram.com/brunnenmagazin).

GESTERN



Foto: Sammlung Ralf Schmiedecke

Blick auf die vorn verlaufende Ackerstraße am Gartenplatz mit der ansteigenden Feldstraße zur kreuzenden Hussitenstraße in Verlängerung der Usedomer Straße um 1926 und heute, gesehen von *Ralf Schmiedecke*.

Nach der einstmals landwirtschaftlich genutzten Umgebung wurde die Feldstraße zwischen Garten- und Ackerstraße am 2. September 1858 benannt. Dieser Teil ist heute eine Fußgängerzone und teilweise überbaut. Die Verlängerung bergauf zur Hussitenstraße erhielt am 8. März 1883 ihren Namen und führte damals geradezu zum Westzugang des Vieh- und Schlachthofs.

Der Maschinenbauingenieur Emil Rathenau gründete 1883 die „Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Elektrizität“, aus der 1887 die AEG hervorging. In diesem Jahr erwarb das Unternehmen in der Ackerstraße 76 das Gelände der Maschinenfabrik von Wilhelm Wedding. Mit der Schauseite zum Gartenplatz

entstand 1888–90 ein prächtiges, viergeschossiges, rot verklinkertes Werksgebäude durch Architekt Franz Schwechten und Bauingenieur Paul Tropp. Ursprünglich befanden sich in dem Karree noch Mietshäuser zur Ecke Feld- und Hussitenstraße. Hier entstand auch der 1895–97 errichtete 270 Meter lange Bahnverbindungstunnel unter der Anhöhe zum Fabrikgelände Brunnenstraße. Zuerst produzierte man Glühlampen und Elektromotoren, hauptsächlich für Straßenbahnen. Später wurde dieser Werksteil als Apparate- sowie Zählerfabrik genutzt und 1978 geschlossen.

Rechts oben auf dem historischen Foto sind noch die reich fassadenverzierten Gründerzeitbauten von 1893 der Usedomer Straße 18a und 18b zu sehen. Im Eckhaus Hussitenstraße 19 befand sich einst ein Polizei-Revier. Im unteren Teil des Fotos sieht man berittene Polizisten.

Durch die gesamte Feldstraße fuhr einst die Straßenbahn. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde der Streckenteil Bernauer Straße über Gartenstraße bis zur Hussiten-/Ecke Feldstraße eingestellt und wird seitdem mit einer Buslinie bedient. Ein ABOAG-Kraftbus der Linie 29 mit offenem Oberdeck (Decksitzwagen) aus Pankow, Breite Straße kommend ist zur Endstation Hermannplatz in Neukölln unterwegs. Bekannt waren die Fahrzeuge wegen ihrer großen Reklametafeln beispielsweise für die Zigarettenfabrik „Josetti“. Heute verkehrt hier die BVG-Brunnenviertel-Kiezlinie 247.



Foto: Ralf Schmiedecke

HEUTE

Mein allererster Ferienjob

Unser Autor Jakob Hensel hat in diesem Sommer zum ersten Mal in den Ferien gearbeitet. Er berichtet von seinen Erlebnissen im Café und Bistro Freysinn.

Nachdem ich in den vergangenen Jahren bereits Schülerpraktika beim Straßen- und Grünflächenamt Mitte von Berlin und beim Centre Français de Berlin absolviert hatte, kam mir in diesem Jahr die Idee, einen bezahlten Ferienjob zu machen. Das Café und Bistro Freysinn lag dabei auf der Hand, da ich erstens noch keine Erfahrungen im Bereich Gastronomie hatte und etwas lernen konnte. Zweitens fällt mir das Café beim Blick aus dem Wohnzimmerfenster direkt ins Auge. Gefragt, getan. Während der Sommerferien ging es für mich deshalb nach dem Urlaub direkt an die Arbeit. Fünf Tage lang jeweils sechs Stunden im Bistro um die Ecke.

Nach einem erfreulich kurzen Arbeitsweg von ungefähr 90 Sekunden hieß es für mich gleich am ersten Tag: Schürze umgebunden und los geht's. Zuerst draußen die Stühle und Tische auf die Terrasse stellen, dann wieder rein in die kleine Küche und Gemüse schnippeln. Schon jetzt wurde mir klar, dass mein Aufgabenbereich vielseitig ist und sicher keine Langeweile aufkommen wird, auch wenn die Kundschaft um diese morgentliche Uhrzeit noch fernblieb. Das änderte sich gegen Mittag.

Nach einer kurzen Essenspause, bei der ich eines der angebotenen Tagesgerichte vorkosten konnte, wurden Außen- und Innenbereich schnell voll und ich fungierte



Bitte servieren! Ein Gericht im Freysinn. Foto: Dominique Hensel



Kollegen auf Zeit: Koch Sedat Bilkin, Ferienjobber Jakob Hensel und Café-Mitbetreiberin Ann-Kathrin Mätzold. Foto: Andrei Schnell

hauptsächlich als Tellerträger. Dabei ging es für mich mal beladenen Tellern rein und mit leeren Tellern zurück. Jene Gerichte wechselten dabei jeden Tag und bestanden allesamt aus für mich ungewöhnlichen Zutatenkombinationen, vielen mir bis dahin noch völlig unbekanntem Getreidesorten sowie mit viel Gemüse und einer großen Salatportion.

Am zweiten Tag kamen mir schon die ersten Gesichter bekannt vor. Das Freysinn überzeugt seine Gäste also, so dass diese zu Wiederholungsgästen werden. Genau wie den Gästen die Abwechslung beim Essen gefiel, mochte auch ich besonders den Abwechslungsreichtum meiner Tätigkeiten. Auch habe ich gemerkt, dass es mir wichtig ist, dass ich in einem Team mit netten Kollegen arbeite. Mein Fazit beim Freysinn: Ich komme gern wieder.

Mein allererster Ferienjob hatte vor Beginn aber noch ein Vorspiel, das ich nicht verschweigen möchte. Lange bevor ich meinen ersten Arbeitstag antrat, musste ich mir beim Gesundheitsamt Mitte eine gesetzliche Hygienebelehrung anhören und habe danach eine sogenannte „Rote Karte“ in Form eines weißen DIN-A4-Blattes erhalten. Sie ermöglichte es mir offiziell, im Bereich Gastronomie tätig zu sein. Diese Formalität macht es mir aber auch für die Zukunft möglich, ohne eine erneute Belehrung in meinen nächsten Ferienjob zu starten.



Blick auf das Café Libre in der Strelitzer Straße. Foto: Regine Allgayer



Im weißen Haus auf dem Mauerstreifen ist das Café. Foto: Karachoberlin

Café Libre: Grenzenlos weltoffen

Nur ein paar Schritte vom Brunnenviertel entfernt, in der Strelitzer Straße 28, befindet sich das Café Libre.

Regine Allgayer und Angela Kaiser-Dommer **haben es ausprobiert.**

Seit sechs Jahren wohnen wir im Brunnenviertel. Wir haben uns gleich wohlgefühlt und nach und nach festgestellt, wie vielfältig und spannend dieses Weddingener Quartier ist. Von Anfang an fehlte uns allerdings etwas in der Nähe, wo man sich zwanglos treffen kann. Seit 2022 gibt es nun ein Kiezcafé: das Café Libre in der Strelitzer Straße 28, an der Ecke Bernauer Straße.

Das Café befindet sich auf dem ehemaligen Mauerstreifen in einem 1999 errichteten Mietshaus. Der helle, großzügige Gastraum lädt nicht nur dazu ein, einen Kaffee zu trinken (der ist Spitzenklasse), sondern auch zum Treffen, Lesen, Arbeiten – oder um einfach aus dem Fenster zu schauen. Dabei gleitet der Blick über die wohltuende grüne Fläche des Mauerstreifens mit der Kapelle der Versöhnung. An schönen Tagen kann man draußen sitzen und am Abend den Sonnenuntergang genießen.

Die Seele des Cafés sind die Schwestern Margarita Brunetti und Victoria Villanueva, die vor vielen Jahren von Kolumbien nach Europa kamen. Sie lebten in Italien, Österreich, Großbritannien und sind nun in Deutschland. Abgesehen von ihrer Muttersprache Spanisch sprechen sie fließend Italienisch, Englisch und Deutsch. Als sie den Platz für das Café entdeckte

hatten, war ihnen klar, dass sich an dieser Stelle auch ein Touristen-Café betreiben ließe, aber sie wollten ein Café für den Kiez.

Die Tatsache, dass die beiden Cafébetreiberinnen keine deutschen Muttersprachlerinnen sind, ist keinesfalls eine Barriere für die Leute aus dem Kiez. Viele freuen sich, wenn sie Gelegenheit haben, ihre eigenen Sprachkenntnisse anzuwenden. Touristen fühlen sich willkommen in dieser weltoffenen, herzlichen Atmosphäre und für Margarita und Victoria ist der Kontakt mit ihren Gästen das Allerwichtigste. „Klar, wir machen auch ein Café und möchten (müssen) davon leben, aber wir verstehen uns nicht nur als Leute, die Kaffee und Kuchen verkaufen wollen“. Neben diversen Kaffeesorten gibt es auch täglich frisch gebackene Kuchen und Torten, sowie Focaccia, Quiche, Croissants und Schnecken und „Pastel de Nata“, eine Spezialität aus Portugal.

Den schönen Blick auf den geschichtsträchtigen Mauerstreifen vom Café Libre aus verstellen allerdings parkende Autos. Das ist ein bisschen schade und ließe sich vielleicht ändern. Möglicherweise könnte man ein Pilotprojekt unter Berücksichtigung der Interessen der Anwohnerinnen starten. Eine kleine Parkverbotszone direkt vor dem Café – und sei es auch nur für ein paar Stunden – gestattet einen unverstellten Blick auf die deutsche Nachkriegsgeschichte.

Das Café Libre ist Dienstag bis Freitag von 10 bis 18 Uhr geöffnet, Samstag und Sonntag von 11 bis 18 Uhr.

In der Waschküche läuft es rund

Von Anfang an stand fest: Die Waschküche soll die Menschen aus dem Kiez und darüber hinaus zusammenbringen, sie soll Kreativität und Austausch ermöglichen. Damit das gelingen kann, muss jemand den Raum am Laufen halten. Dieser Mensch ist Heike Mohaupt-Wonnemann. Sie als „Kordinatorin“ der Waschküche zu bezeichnen,

Vertrauen ist der Wert, den Heike in unserem Gespräch am häufigsten betont. Darauf, so sagt sie, fußt ihre gesamte Arbeit. Das beginnt bei dem Wohnungsunternehmen degewo, das den Raum im Rahmen ihres Quartiersmanagements zur Verfügung stellt und finanziert. „Die lassen uns freie Hand, weil sie darauf vertrauen, dass wir das richtig machen.“ Wir, das sind vor allem Heike und Pfarrer Thomas Jeutner von der Versöhnungsgemeinde, der Trägerin des Nachbarschaftsraums. Pfarrer Jeutner ist zwar ihr Vorgesetzter, doch im Grunde sei sie ihre eigene Chefin, erzählt die 54-Jährige. „Ich kann meine Tätigkeit so gestalten, wie ich es möchte. Und wenn ich Gesprächsbedarf habe, gehe ich zu Thomas. Diese Art der Zusammenarbeit funktioniert wunderbar.“

Eine sinnstiftende Arbeit

Dreizehn Stunden pro Woche arbeitet Heike für die Waschküche. Bis zur Eröffnung vor drei Jahren war sie bereits zwei Jahre lang hinter den Kulissen tätig. Der Raum musste baulich stark angepasst werden, es

würde allerdings viel zu kurz greifen. Heike ist mehr als das – sie ist Ansprechpartnerin, Kursleiterin, Beauftragte für Öffentlichkeitsarbeit und die Person, bei der sämtliche Fäden zusammenlaufen. *Stephanie Esser* hat mit der Frau gesprochen, die dafür sorgt, dass es in der Waschküche organisatorisch und vor allem menschlich rund läuft.



Auch die Redaktionssitzung der Bürgerredaktion hat bereits in der Waschküche stattgefunden. Foto: Michael Becker

galt Angebote einzuholen und ein Konzept für die Inneneinrichtung umzusetzen. Diese erste Phase wurde über den Projektfonds „Sozialer Zusammenhalt“ finanziert. „Das war eine anstrengende Zeit. Bedingungen mussten erfüllt und Berichte geschrieben werden. Es gab lange Sitzungen, eine komplizierte Datenbank und am Ende eine riesige Prüfung.“ Sie schmunzelt. „Seit das vorbei ist, macht mir meine Arbeit nur noch Spaß“.

Ihre Aufgaben sind vielfältig und genau das schätzt Heike so sehr daran. Vor Eröffnung der Waschküche ließ sie sich zur Kiezsport-Übungsleiterin ausbilden – und damit war klar, dass sie das erste Kurs-Angebot selbst machen würde: Seniorensport am Montag. „Im ersten Monat hatte ich nur eine Teilnehmerin, dann wurden es zwei, drei, vier... jetzt sind wir bis zu zwölf. Teils Mitglieder der Kirchengemeinde, teils Nachbarinnen.“ Das zweite Angebot, das es seit den Anfängen gibt, ist das Nachbarschaftscafé. Hier begrüßen Heike Mohaupt-Wonnemann und Pfarrer Jeutner gemeinsam jeden Mittwoch die Menschen aus dem



Bei der Vernissage der aktuellen Ausstellung „Gemalt im Wedding“. Foto: Hensel



Heike Mohaupt-Wonnemann vor der Waschküche. Das Foto entstand kurz vor der Eröffnung des Nachbarschaftstreffs im Jahr 2021. Foto: Hensel

Kiez. „Viele sind einsam zu Hause, oft verwitwet“, erzählt Heike. „Die Leute sind dankbar, dass es diesen Raum gibt. Wenn es mal ausfällt, dann sind sie traurig, weil ihnen etwas fehlt.“

Es ist eine sinnstiftende Arbeit, sagt sie. Das, was im Nachbarschaftscafé stattfindet, könne man auch als einen Teil von moderner Kirche sehen. „Da passiert nichts Missionarisches, es wird keine Bibel gelesen, niemand sagt: Ich weiß, was gut für dich ist. Es ist einfach ein Raum, der Begegnungen untereinander ermöglicht. Wir hören zu, wenn Menschen von dem erzählen, was sie bewegt. Hier werden sie beachtet und gesehen.“

Das Zwischenmenschliche stimmt

Vor neun Jahren brauchte Heike selbst solch eine Anlaufstelle, als sie nach dem Tod ihres Mannes mit drei kleinen Kindern allein da stand. Sie wandte sich an Pfarrer Jeutner, der ihr nach der Beerdigung anbot, sie seelsorgerisch zu betreuen. Aus diesen Gesprächen ergab sich mit der Zeit ein guter Kontakt. Als die Stelle in der Waschküche besetzt werden sollte, fragte Pfarrer Jeutner, ob sie es machen wolle. In ihrer Lebenssituation als Alleineinziehende mit drei Kindern war es genau das richtige Angebot. Die studierte Maschinenbau-Ingenieurin hatte zwölf Jahre nicht mehr in ihrem Beruf gearbeitet. „Mein Herz hing auch nicht dran“, betont sie. Also ergriff sie die Gelegenheit und sagte zu. „Jetzt arbeite ich bei mir um die Ecke, habe nette Kollegen, das Zwischenmenschliche stimmt und ich kann mir alles so einteilen, wie ich möchte.“

Es funktioniert nur mit Vertrauen

Kurz nach der Eröffnung fand im Oktober 2021 das erste Waschküchen-Sommerfest statt. Danach füllte sich der Veranstaltungskalender langsam. Menschen mit Ideen für unterschiedliche Formate kamen auf Heike zu und fragten nach freien Zeitfenstern. Etwa die türkisch-arabischen Frauen aus der unmittelbaren Nachbarschaft, die sich während der Corona-Zeit zum Frühstück auf dem Spielplatz getroffen hatten und das im Winter fortführen wollten. Nach einer Saison liefen diese Treffen dann aus. Oder die afghanische Frauengruppe, deren Mitglieder bis heute aus

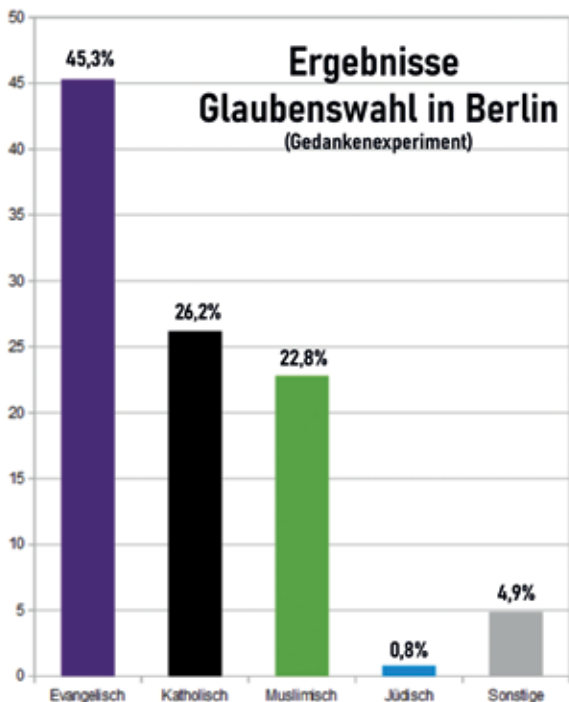


Ein gutes Team: Heike Mohaupt-Wonnemann und Pfarrer Thomas Jeutner beim ersten Waschküchenfest. Foto: Andrei Schnell

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Glaub doch was Du willst...

Zum Beispiel Statistiken: Wäre morgen Glaubenswahl in Berlin, sähe das Ergebnis entsprechend aktueller Werte so aus. Fast die Hälfte der abgegebenen Stimmen wären evangelisch, ein Viertel katholisch und mehr als ein Fünftel muslimisch. Auch wenn es bezüglich dieser Zahl eine gewisse Ungenauigkeit gibt - der Aufschrei wäre groß und in manchen Kreisen begänne das große Schwimmwestenhamstern ob des Untergangs des Abendlandes.



Die Evangelen hätten die absolute Mehrheit, die Katholiken und die Muslime wären gemeinsam in der Opposition und würden die Frauenquote in der Führungsetage mit null Prozent unterwandern statt reißen. Es gäbe flammende Debatten über den „richtigen“ Glauben. Nur die Juden scheitern an der Fünf-Prozent-Hürde und dürften nicht mitreden.

Die Crux an der Sache: Zwei Drittel der Berliner Glaubensberechtigten wären beim Gedankenexperiment Glaubenswahl gar nicht zur Abstimmung gegangen. Ihnen ist egal, ob der Herr Mann, Frau oder divers ist, strafend oder gnädig, ob er Propheten oder seine Kinder auf Besuch schickt. Tatsächlich sind nur 16 Prozent der Berliner evangelisch, 9 Prozent katholisch und 8 Prozent muslimisch. – die wenigsten glauben noch, was sie sollen, die meisten glauben was sie wollen.

Im Brunnenviertel gibt es für die wenigen religiösen Menschen eine evangelische Ortsgemeinde mit zwei Kirchen und eine katholische Gemeinde. Darüber hinaus gibt es überregional ausgerichtete Kirchen, eine evangelisch-lutherische, eine serbisch-orthodoxe, eine weitere katholische und einen buddhistischen Tempel. Dazu mindestens einen muslimischen Gebetsraum. Für die vielen anderen gibt es weniger Orte des Zusammenkommens: ein Stadtteilzentrum, eine Begegnungsstätte, ein Familienzentrum und zwei Nachbarschaftsräume.

Gegen fehlende öffentliche Orte hilft nur Mehrfachnutzung von vorhandenen Räumen. Warum nicht Kirchen unter der Woche für soziales und nachbarschaftliches Engagement öffnen, Aulas und Schulhöfe am Wochenende für Sportangebote nutzen? Auf dem Campus werden wir das gemeinsam mit dem OPZ* und der Vineta-Schule versuchen. Ich glaube, das wird gut!

Was glauben Sie?

Ihr Stadtteilkoordinator
Jochen Uhländer

E-Mail: stk-brunnenstrasse-nord@berlin.de

*Olof-Palme-Stadtteilzentrum

Jördis Hirsch ist Künstlerin

Sie zeichnet, druckt, schneidet und illustriert, singt und springt zwischen den Systemen. Im Stattlab werden eine Vielzahl ihrer Ideen Wirklichkeit. In den gemeinschaftlich genutzten Siebdruckwerkstätten experimentiert sie mit Farben und Raket (einer Art Farbschieber, mit dem man Farbe durch ein Sieb druckt) in dem Versuch, sich und andere zu überraschen. Herauszufinden warum sie Kunst macht, machen muss, weil das Leben ohne Kunst sinnlos wäre.

Dabei hat Jördis Hirsch doch erst mal Ethnologie studiert, aus dem Wunsch heraus, die Welt zu sehen. Sie hat die ganz großen Wunder im Kleinen gesucht, sich mit dem Verhältnis von Mensch und Tier beschäftigt und über die Mechanismen unseres Zusammenlebens nachgedacht. Sie hat für eine lokale Tageszeitung gearbeitet und ist während ihres Studiums nicht über Hessens Grenzen hinausgekommen, erst ein Auslandsjahr in Paris eröffnete die Tore der Welt. Dann hat sie die Kunst um den Globus geführt.

Jördis denkt, dass Humor in der Kunst ganz wichtig ist. Und viel mehr ist als ein Witz, über den man einmal lacht. Es ist der Lebensmut, der uns zu großen Taten aufbrechen lässt, aber auch das Aufstehen am Morgen erleichtert. Doch auch Kritik muss geübt werden. Wenn Menschen sich nicht trauen, Dinge zu sagen, manchmal sogar sie zu denken, dann springt etwas in Jördis auf und schreit und sie muss ein Kunstwerk daraus machen. Und dann sollen das möglichst viele Menschen sehen. Deshalb macht Jördis gerne Kunst für die Straße und arbeitet mit tollen Initiativen wie „Litfaß goes Urban



Die Künstlerin Jördis Hirsch. Foto: Stephanie Seguino

Art“ zusammen, die Litfaßsäulen in der Stadt mit Kunst statt Werbung bekleben.

Jördis will auch anderen Menschen die Möglichkeit geben, sich ein Bild zu machen, von dem was man denkt. Deshalb bietet sie Siebdruckworkshops im Stattlab und in der Atrium Kunstschule für Kinder an. Als Teil des Vorstands engagiert sich für den Verein, um auch in der Zukunft jungen Menschen zu ermöglichen, in Berlin Kunst zu machen. Aber manchmal packt sie auch ihre Sachen und bringt den Siebdruck in Gegenden, wo Menschen nicht drucken. Das nennt man Kunstvermittlung und Jördis ist dann oft im Auftrag der Akademie der Künste unterwegs. Ihre Workshops kann man über ihre Webseite www.joerdishirsch.com oder auch auf der Webseite des Stattlab www.stattlab.net/workshops finden.



Jördis Hirsch beklebt eine Litfaßsäule. Foto: Michael Wismar

Das Stattlab ist vor kurzem ins Brunnenviertel gezogen. Wer sind die Menschen im Stattlab und was treibt sie an? Im Kiezmagazin stellen sich einige selbst vor. Den Anfang macht Jördis Hirsch.

Die Kiezsportlotsin ist nun Nachbarin

Seit Ende Mai wohne ich im Brunnenviertel. Es ist ein neues Gefühl, dass ich nun in dem Bezirk lebe, in dem ich auch arbeite. Von Susanne Bürger

Mein altes Zuhause war 25 Jahre lang im Prenzlauer Berg – knapp zwei Kilometer entfernt. Bis das Schicksal Eigenbedarfskündigung uns zur Wohnungssuche nötigte. Meinem Partner und mir war wichtig, dass wir weiterhin unseren Hausarzt und liebgewonnene Orte unkompliziert besuchen können. Als klar wurde, dass wir eine Wohnung im Brunnenviertel bekommen können, haben wir keine Sekunde gezögert.

Die Menschen im Kiez sind mir vertraut. Das Olof-Palme-Zentrum, der Brunnenviertel e.V. und die Eisenkralle liegen um die Ecke. Jetzt fahre ich täglich die Swinemünder Straße mit dem Fahrrad entlang, kenne die besten Wege und viele geheime Pfade, die man sich als neuer Kiezbewohner sonst erarbeiten muss.

Das erste Mal in meinem Leben wohne ich nicht in der Nähe einer Hauptstraße. Der Straßenlärm mit polternden Lkw, Rettungswagen-Sirenen und das Rattern der Straßenbahnen wurde ersetzt durch neue Klänge. Im Mai war das Gezwitzchen der Spatzen, die auf dem Nachbarbalkon brüteten, tatsächlich das lauteste Geräusch. An das Leben an einer ruhigen Seitenstraße in einem grünen Kiez haben wir uns schnell gewöhnt! Einziger Aufreger war bisher das Laubbläser-Gedröhne nebst Dieselgestank jetzt im Herbst. Aber vielleicht vertreibt dies ein paar der vielen Ratten, die sich im Brunnenviertel offenbar besonders wohl fühlen.

Wenn mehr Autos zu hören und alle Parkplätze in unserer Straße besetzt sind, wissen wir, dass eine Veranstaltung in der benachbarten Max-Schmeling-Halle der Grund ist. Oder es ist Wochenende und alle wollen in den Mauerpark. Bei klarem Himmel scheint abends die Sonne auf die



Susanne Bürger in ihrer neuen Wohnung im Brunnenviertel. Foto: Bianca Bürger

bunten degewo-Häuser gegenüber. Die gelben und roten Häuserwände reflektieren warmes Licht in unsere Wohnung. Ziemlich idyllisch, oder?

Die Fahrtzeiten und -wege zu Gesprächsterminen und Netzwerktreffen haben sich sehr verkürzt. Zumindest wenn ich das Fahrrad nutze. Die „BVG-Krise“ erfahre ich am eigenen Leib: Ob die Tram M10 ohne Info einfach ausfällt oder die U8 rappendvoll ist und man lieber die nächste Bahn nimmt. Der Bus fährt ohnehin nur im 20-Minuten-Takt, da ist das Rad sowieso immer im Vorteil.

Am meisten genieße ich es, wie gut und schnell ich im Brunnenviertel mit den Menschen ins Gespräch komme. Ein netter Small-Talk ist immer drin, wenn ich eine interessierte Frage stelle. Wie kommt das, dass hier offenbar eine viel freundlichere Nachbarschaft wohnt? Die zwei Kilometer sind doch ein immenser Unterschied.

An mir soll es nicht liegen: Ich bleibe gern die nächsten 25 Jahre im Brunnenviertel! Man sieht sich.



Blick aus dem Fenster auf den Kiez. Foto: Susanne Bürger

Auf der Suche nach Ruhe und Glück

Eine Lesung in der Waschküche mit dem Autor Roland Lampe hat unsere Autorin Corinna Neinaß neugierig gemacht. Fallada, ein Brandenburger Autor? Ein Blick ins Buch „Paradies mit Brennesseln“ über Hans Fallada.

Roland Lampe, der im Berliner Umland aufwuchs und über Schriftsteller in Brandenburg schreibt, hat für diesen biografischen Reiseführer gut recherchiert, viel selbst fotografiert und kombiniert historische Ansichten mit Naturaufnahmen und Archivfotos. Alle Orte in Brandenburg, die mit Fallada in Verbindung gebracht werden können, sind hier auf ansprechende Weise bebildert und beschrieben. In jeweils eigenen Kapiteln geht es um seine Zeit in Berlin und um den Schriftsteller heute: In Neuenhagen gibt es seit 2021 einen Fallada-Gedenkort.

Auf einer Übersichtskarte in der vorderen Umschlagklappe sind die Orte markiert. In Neuglobsow am Stechlinsee zum Beispiel verlebte Fallada als Zehnjähriger einen schönen Sommer mit seiner Familie. In Templin besuchte Sohn Ulrich von 1940 bis 1945 ein Gymnasium.

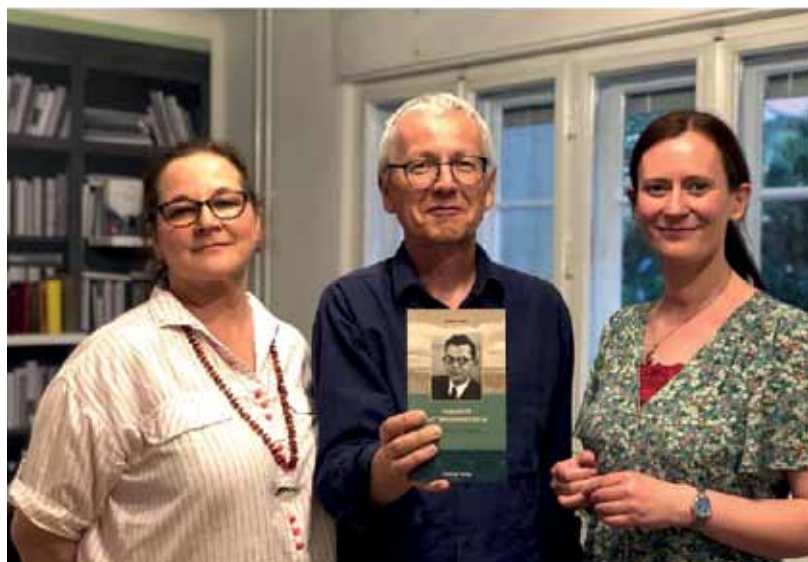
In der hinteren Umschlagklappe des Buches sind wichtige Lebensdaten aufgelistet. Der Schriftsteller wurde als Rudolph Ditzen 1893 in Greifswald geboren, wuchs in Berlin auf und legte sich 1919 für seinen ersten Roman das Pseudonym Hans Fallada zu. In Brandenburg lebte er nur drei Jahre, doch hier begann 1931 seine Karriere als freier Schriftsteller. Mitte der 1930er Jahre – er wohnte schon in Carwitz in Mecklenburg – fuhr er zur Erholung sieben Mal in ein Sanatorium nach Zepernick. Ein hohes Arbeitspensum und sein Lebenswandel – er rauchte zuweilen 120 Zigaretten am Tag – führten zu zunehmender Gereiztheit. Er starb 1947 in Berlin an einer Überdosis Morphium.

Ein Welterfolg am Stadtrand

Seinen Bestseller, den Roman „Kleiner Mann – was nun?“, der im Juni 1932 erschien, schrieb Fallada in einem Reihenhauses in Neuenhagen. Dorthin war die Familie im August 1930 mit Sohn Uli gezogen, der im Buch auf zahlreichen Familienfotos zu sehen ist. Wir sehen Fallada als liebevollen Familienvater. Fast täglich ging er mit seinem Murkel spazieren und hatte schon bald einen Namen: „Der arme Arbeitslose mit Kind“. Arbeitslos war Fallada allerdings nicht, er war ja Schriftsteller. Dass er das Leben als Angestellter und die Nöte der kleinen Leute aber gut kannte, ist in dem Kapitel über die Berliner Zeit nachzulesen. Und Lämmchen, die von den Lesern so geliebte Hauptfigur des Romans, ist seiner Frau Anna nachempfunden.

Ruhe zum Schreiben

Mit dem vielen Geld aus den Buchverkäufen konnte Fallada jedoch nicht gut umgehen. Er war viel in den Bars und Kneipen im nahe gelegenen Berlin unterwegs und kam kaum noch zum Schreiben. Fallada wünschte sich mehr Ruhe, ein eigenes Zimmer zum Arbeiten, ein Grundstück, Wasser und Wald. Die Familie fand ein Haus in Ber-



Bei Vorstellung des Buches in Neuenhagen im Juni 2023: Autor Roland Lampe mit Saskia Klemm (links) und Sandra Knopke vom findling Verlag. Foto: Stefanie Reich

kenbrück, es ist auf einigen Fotos abgebildet. Als Fallada es kaufen kann, scheint das Glück perfekt. Doch im April 1933 wird er denunziert und muss in Fürstenwalde fast zwei Wochen in Haft verbringen. Schließlich gibt er das Haus wieder auf.

Durch Falladas eigene Schilderungen und viele Briefauszüge werden diese Ereignisse sehr lebendig. Sein Verleger Ernst Rowohlt war maßgeblich an seiner Freilassung beteiligt. Er hatte einen Wochenendsitz in Grünheide, wo Fallada ihn häufig besuchte und wo er 1932, kurz vor Erscheinen seines Welterfolges, einen Generalvertrag unterzeichnen konnte: Seine Existenz als Schriftsteller war gesichert. Das Haus mit Grundstück fand Fallada in Carwitz und erinnert sich dort an die Zeit in Neuenhagen als ein „Paradies, das [ihn] mit Brennesseln brannte“. Roland Lampe ist es gelungen, die Lebensstationen des Schriftstellers, sein Werk sowie die oft widrigen Zeitumstände anschaulich zu vermitteln.

„Paradies mit Brennesseln“ von Roland Lampe ist 2023 im findling verlag erschienen. Das Buch kostet 18 Euro und ist in jedem Buchladen sowie online erhältlich.



Fallada-Haus in Neuenhagen: Im früheren Wohnhaus des Schriftstellers ist seit 2021 eine Ausstellung eingerichtet. Bitte anmelden! Foto: Gemeinde Neuenhagen bei Berlin

Lesecafé und Lesungen im Kiez

Im Nachbarschaftstreff Waschküche in der Feldstraße 10 spielt das Lesen eine große Rolle. Cornelia Holl organisiert regelmäßig Lesungen und ein Lesecafé. Von Dominique Hensel

Lesecafé: Gemeinsam vorlesen

Jeden Dienstag findet in der Waschküche das Lesecafé statt. Von 15 bis 17 Uhr sind alle, die Bücher und das Lesen mögen, eingeladen. Es wird aus Werken aus aller Welt vorgelesen und es gibt ergänzende Bilder und Videos. Die Teilnehmenden unterhalten sich im kleinen Kreis über das Gelesene. Interessierte sind herzlich willkommen. Vorbereiten auf das Lesecafé muss sich laut der Organisatorin Cornelia Holl niemand: Das Buch muss nicht gekauft werden, inhaltliche Kenntnisse sind kein Muss. Einfach hingehen und mitlesen. Das Lesecafé findet in diesem Jahr bis einschließlich 17. Dezember statt, danach ist Weihnachtspause.

Lesungen: Autoren zu Gast in der Waschküche

Lesungen Berliner Autoren finden mehrmals jährlich statt. So war das Buch „Paradies mit Brennesseln“ (siehe Text oben) kürzlich Gegenstand einer Lesung. Für das kommende Jahr hat Cornelia Holl bereits einige weitere Veranstaltungen organisiert:

18. Januar 2025, 19 Uhr

Gretchen Dutschke: „Auf stacheligen Wegen zur Befreiung – Immer wieder Aufbruch und Neuanfang“: Lesung/Gespräch mit Gretchen Dutschke und Cornelia Dildey über Lebensstationen einer tapferen Frau.

8. Februar 2025, 19 Uhr

Alem Grabovac: „Das achte Kind“ (Roman)

24. Mai 2025, 19 Uhr

Michael Cramer: „Mauerstreifzüge mit dem Fahrrad“ (Vortrag)

Stolpersteine im Brunnenviertel

In den vergangenen 20 Jahren sind 27 Gedenksteine im Brunnenviertel verlegt worden. Auch wenn das viel klingt, sind es doch verschwindend wenige – angesichts der Zahl der Menschen, die im Stadtteil ermordet wurden. Autor *Andrei Schnell* hat sich die Stolpersteine im Viertel angeschaut.

Liegt auch vor Ihrer Tür einer der messingfarbenen Stolpersteine? Weltweit erinnern sie an die Namen derer, die im Dritten Reich vertrieben oder ermordet wurden. Im Brunnenviertel liegen zahlreiche dieser Erinnerungssteine. Vier Neue kamen Anfang September in der Bernauer Straße 96 hinzu. Sie erinnern diesem Fall an die Familie Moddel.

Seit 2005 im Brunnenviertel

Manche Nachbarn glaubten, es seien die ersten Gedenksteine dieser Straße. Doch das Kunst- und Erinnerungsprojekt, das der Künstler Gunter Demnig 1992 vor dem Rathaus Köln begann, hatte die Bernauer Straße bereits zuvor erreicht. Vor der Hausnummer 76 liegt seit 2019 ein Stolperstein für Taube Toni Zenner. Sie führte dort ein Textilgeschäft. Durch den Judenboykott sanken ihre Einnahmen drastisch, sodass sie ihr Geschäft im Jahr 1939 aufgeben musste. Während andere Familienmitglieder fliehen konnten, wurde Taube Toni Zenner am 19. Januar 1942 nach Riga deportiert und dort ermordet.



Stolperstein für Erich Dawideit in der Brunnenstraße 118. Foto: Andrei Schnell

Die ersten Stolpersteine im Viertel stammen bereits aus dem Jahr 2005: In Gedenken an das jüdische Ehepaar Wurzel aus der Swinemünder Straße 74 sind zwei der Steine verlegt. In dieser Straße befinden sich im Viertel übrigens die meisten davon. An vier Hausnummern liegen sieben Steine. Liest man die Inschriften sämtlicher Stolpersteine im Brunnenviertel, dann fällt auf, das längst nicht alle an dem Ort ermordet



Stolperstein für Paul Albert Grünberg in der Swinemünder Straße 47. Foto: Andrei Schnell

wurden, der zum Synonym für das NS-Regime wurde. „Ermordet in Auschwitz“ steht dort zwar oft, aber auch weniger geläufige Orte wie Kowno oder Flossenburg werden genannt. Gefängnisse waren ebenfalls Orte des systematischen Mordens. Bei einigen Schicksalen ist Tag und Ort des Todes unbekannt.

Vielzahl an Opfergruppen

Dass die Lebensläufe nicht vollständig in Vergessenheit geraten, liegt oft an Angehörigen. Wenn sie etwas über das Leben der Großeltern wissen wollen, stoßen sie auf Zweige des Familienstammbaums, die abrupt endeten. So geschah es auch bei den jüngst verlegten Steinen für die Familie Moddel. Enkel Benjamin Kempler recherchierte die Kindheit seiner Großmutter. Dabei stieß er auf eine tragische Familiengeschichte. Ein Teil der Familie konnte in den 1930er Jahren fliehen, ein anderer dagegen nicht und geriet so in die tödliche Verfolgung der Nationalsozialisten.

Die meisten der in der NS-Zeit Ermordeten gehörten dem Judentum an. Doch auch Menschen, die Widerstand leisteten, wurden in den Konzentrationslagern umgebracht. Die in Berlin bedeutende kommunistische



Benjamin Kempler (Mütze) bei der Verlegung der vier Stolpersteine für seine Verwandten in der Bernauer Straße 96 am 7. September 2024. Fotos (2): Andrei Schnell



Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation hatte auch Mitglieder südlich des Gesundbrunnens. An vier Personen, die aktiv Widerstand leisteten und Kontakt zur Gruppe hatten, erinnern im Brunnenviertel Stolpersteine.

Beim Rückblick auf die Verbrechen der Nazizeit wenig wahrgenommen ist eine weitere Opfergruppe. Ein Beispiel für diese Menschen ist der Stolperstein für Paul Grünberg. Sein Stein vor der Swinemünder Straße 47 erinnert an diejenigen, die ermordet wurden, weil sie – wie es der NS-Jargon ausdrückt – „durch geringfügige, aber sich immer wiederholende Gesetzesübertretungen“ störten.

Unvergessen

Über 10.000 Gedenksteine sind bisher in Berlin verlegt worden. Eine große Zahl. Doch, ob die Zahl groß oder klein ist, jedes einzelne Schicksal wirkt bis heute nach. So war Enkel Benjamin Kempler bei der Verlegung der vier Steine für seine Familie sichtlich bewegt. Seine Rede muss der in Texas aufgewachsene junge Mann auf Englisch halten, „because this is something personal for me“ (weil dies etwas Persönliches für mich ist). So stehen die zehn Zentimeter mal zehn Zentimeter großen Steine für tiefe Wunden, die bis heute nicht geheilt sind.



Gedenktafeln im Kiez

Im Brunnenviertel gibt es heute insgesamt 27 Stolpersteine. Sie erinnern an die früheren Bewohner, die in der Zeit des Nationalsozialismus verfolgt, deportiert, vertrieben oder ermordet wurden. Die ersten beiden Stolpersteine im Brunnenviertel wurde 2005 verlegt. Sie erinnern in der Swinemünder Straße 74 an das Ehepaar Wurzel. Grafik: Jakob Hensel

Berliner Spreetochter feiert ihren 100. Geburtstag

Eine der berühmtesten Berliner Spreetöchter beging kürzlich ihren ersten dreistelligen Jubeltag. Als Hommage an die hundertjährige Geschichte der Berliner S-Bahn erinnert Ralf Schmiedecke an die erste, nun ständig elektrifizierte Vororteseisenbahnlinie, die auch das Brunnenviertel tangiert.

Die Berliner Stadt-Schnellbahn (später S-Bahn) begann am 8. August 1924. An jenem Freitag ging die rund 23 Kilometer lange Eisenbahnstrecke vom Berlin-Stettiner Vorortbahnhof (Nordbahnhof) nach Bernau mit sechs dafür eigens entwickelten elektrisch betriebenen Zügen der Serienbauart ET 169 der Preußischen Staatsbahn in den turnusmäßigen Regelverkehr.

Die zunehmende Bedeutung von Berlin manifestierte sich 1871, als sie deutsche Reichshauptstadt wurde. Hier lebten mehr als 826.000 Menschen. Mit der Bildung von Groß-Berlin am 1. Oktober 1920 stieg die Einwohnerzahl über Nacht auf 3,9 Millionen, ohne Berücksichtigung des märkischen Umlands, an. Auch die Infrastruktur musste ab Ende des 19. Jahrhunderts mitwachsen. So wurden die vorhandenen Fernbahnstrecken jetzt mit parallellaufenden Vorortstrecken und weiteren Zwischenbahnhöfen realisiert. Damit einher ging, dass die einst auf der Straßenebene verlaufenden Trassen auf Dämme beziehungsweise gemauerte Viadukte gehoben oder in Tiefgräben versenkt und meist mindestens viergleisig ausgebaut wurden.

Um von den Dampflozügen wegzukommen, gab es in der Region bereits ab 1900 elektrifizierte Versuchsstrecken. Vorbild war die 1902 eröffnete, reinelektrisch und oberleitungsfrei betriebene Berliner Hoch- und Untergrundbahn mit Fahrerstand im ersten und letzten Wagen. Für die Schnellstrecken der Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen verzögerte sich die Elektrifizierung bis weit nach dem Ersten Weltkrieg. Auf der einst am 1. August 1842 eröffneten Berlin-Stettiner Eisenbahn hatte man auf dem Berlin-Bernauer Streckenteil bereits



Der Berlin-Stettiner Vorortbahnhof, rechts die Fernbahnhofshalle. Heute ist hier der Nordbahnhof. Fotos (7): Sammlung Ralf Schmiedecke

Oberleitungsmasten gesetzt. Jedoch entschloss man sich kurzerhand zu einer vorwiegend von unten bestrichene Stromschiene mit einer Gleichspannung von 750 Volt, seitlich angebracht, am 1435 Millimeter-Normalspurgleis. Vom damaligen Stromanbieter, der Berliner Städtischen Elektrizitätswerke Aktien-Gesellschaft (BEWAG), wurde Wechselstrom zu 90 Gleichrichter-Unterwerken ins Stromnetz der S-Bahn eingespeist. Um auch das märkische Umland an Groß-Berlin besser anzubinden, entschloss man sich, bis in die nächstgrößeren Städte, die zuvor schon Haltepunkte der Fernbahn waren, zu elektrifizieren. Bis 1927 waren die Strecken der Nordbahn nach Oranienburg und die Kremmener Bahn über Hennigsdorf bis Velten für Trieb- und Beiwagenzüge bereit. Es wurden Halb-, Dreiviertel- und Vollzüge (mit maximal acht Einzelwagen) von verschiedenen Herstellern entwickelt. Die „Große Elektrifizierung“ von 235 Kilometern S-Bahn-Streckennetz war bis 1933 abgeschlossen.

Der Grafiker Fritz Rosen entwarf das heute noch verwendete S-Bahn-Logo mit dem weiß-geschwungenen S auf grünem Grund, das am 13. November 1930 offiziell von der Reichsbahndirektion eingeführt wurde.

Um das Zentrum Berlins entstand ab 1871, beginnend in Moabit, sukzessive bis 15. November 1877 die 37 Kilometer lange Ringbahn mit heute 27 Bahnhöfen und einer Stunde Fahrzeit. Als Baubeamte sind stellvertretend Waldemar Suadicani, Karl Cornelius und Richard Brademann zu nennen, die Bahnanlagen und Empfangsgebäude der S-Bahn planten. Mit der 11,2 Kilometer langen und unter Bauleitung von Ernst Dircksen am 6. Februar 1882 eröffneten Berliner Stadtbahn waren bereits die westlichen und östlichen Fernbahnstrecken verbunden, sodass Droschkenfahrten für umsteigende Reisende entfielen. Auch wollte man die Nordsüd-Kopfbahnhöfe, den Stettiner, Potsdamer und Anhalter anbinden, was aber erst in der nationalsozialistischen Zeit erfolgte.

Als Ziel der Eröffnung war die Olympiade von Berlin 1936 avisiert worden, jedoch konnte der ab 1934 begonnene 8,5 Kilometer lange Nordsüd-Tunnel erst teilweise von Humboldthain bis Unter den Linden (seit 2009 Brandenburger Tor) am 27. Juli 1936 eröffnet werden. Dabei wurde auch die Streckenführung am Stettiner Bahnhof verändert und der heutige unterirdische Nordbahnhof realisiert. Aufgrund von harten Mergelbodenschichten und einem Baugrubeneinsturz am 20. August 1935 südlich des Brandenburger Tores konnten die beiden südlichen Äste zu den Bahnhöfen Yorck- und Großgörschenstraße erst im Herbst 1939 in Betrieb gehen. Kurz zuvor begann der Zweite Weltkrieg, ab 1943 kehrte er erneut in die Stadt zurück. Berlin hatte Ende 1942 bereits 4,5 Millionen Einwohner. Auf nunmehr 294,8 Kilometern S-Bahnnetz waren jährlich 737 Millionen Reisende unterwegs. Auch die Anlagen der S-Bahn waren bevorzugte allierte Zerstörungsziele. Das letzte Aufgebot im Nero-Befehl der verbrannten Erde war am 2. Mai 1945 die Sprengung des Nordsüd-S-Bahn-Tunnels unter dem Landwehrkanal mit enormen Überflutungen. Einige oberirdische Strecken konnten bereits wenige Wochen nach Kriegsende, der Tunnel aber erst am 15. November 1947, wieder durchgehend befahren werden.

Die Betriebsrechte, auch im Westteil, oblagen nach dem Krieg der Deutschen Reichsbahn im sowjetischen



Neubau Liesenbrücke für die S-Bahn (1956).



Bahnhof Humboldthain mit S-Hinweissäule um 1938.

Sektor von Berlin. Die DDR wurde 1949 gegründet. Gesamt-Berlin hatte einen alliierten Sonderstatus. Nach dem 17. Juni 1953 riegelte sich die DDR bereits gegenüber der Bundesrepublik Deutschland ab. Die Freizügigkeit innerhalb der Vier-Sektoren-Stadt war aber noch gegeben. Am 13. August 1961 begann man mit dem Bau der Mauer. In den frühen Morgenstunden wurde auch das S-Bahn-Netz getrennt. Der Bahnhof Bornholmer Straße im Grenzgebiet wurde geschlossen. Die wieder befahrene Tunnelstrecke unter Berlins Mitte bestand, bis auf den offenen Grenzübergangsbahnhof Friedrichstraße, nur noch aus vier Geisterbahnhöfen ohne Halt.

Die historische Elektrifizierungsstrecke konnte nur noch zwischen den Haltepunkten Pankow und Bernau betrieben werden. Bereits am 10. Dezember 1961



Bahnhof Gesundbrunnen mit S-Bahnzug um 1935.



Bahnhof Bornholmer Straße um 1940.

wurde im Grenzstreifen eine neue Verbindungstrecke vom Ostring hinter der Schönhauser Allee nach Pan-kow eröffnet, die als „Ulbrichtkurve“ nach dem DDR-Politiker des Mauerbaus bekannt und heute verändert noch über den Bahnhof Bornholmer Straße existiert.

Die Deutsche Reichsbahn betrieb zehn Strecken im Westteil der Stadt. Durch Boykottaufrufe von westlichen Politikern und Gewerkschaften, nicht für den „Stacheldraht“ der Abriegelung zu zahlen, sanken die Fahrgastzahlen. Mit erheblichen finanziellen Unterstützungen der Bundesrepublik Deutschland bauten die West-Berliner Verkehrsbetriebe (BVG) parallel zu den S-Bahnstrecken die U-Bahnlinien aus oder betrieben Buslinien entlang sowie sogar auf der Stadt-autobahn. Ab 1980 waren nur noch drei Linien im Betrieb. Nach dem zweiten S-Bahner-Streik gingen die Betriebsrechte der S-Bahn mit alliierter Zustimmung im Dezember 1983 auf den Berliner Senat über. Ab 9. Januar 1984 übernahm die BVG die jetzt benannten Linien S1, S2 und S3 sowie die Betriebswerkstatt Wannsee. Nach dem Fall der Mauer am 9. November 1989 wurden die Geisterbahnhöfe schnell wieder geöffnet und die beiden S-Bahnnetze verknüpft.

Im Jahr 1994 gingen die Betriebsrechte auf die Deutsche Bahn (seit 1995 S-Bahn Berlin GmbH) über. Der nordöstliche Streckenast wird seit 1997 wieder über den Nordsüd-Tunnel von der „grünen Linie“ S2 durchgehend befahren und benötigt für die heutigen 13 Stationen von Nordbahnhof bis Bernau 32 Minuten.

Ein Loblied auf die Berliner S-Bahn schuf 1986 der Sänger Lonnie mit dem Titel „An eine Berlineriner“. Noch heute ist die rot-blonde Spreetochter mit dezentem Schwarz in den Farben der aus den Befreiungskriegen und der Weimarer Zeit stammenden deutschen Bundesflagge unterwegs. Mit ihr kommt man schnell von der City ins Grüne. Romantisch ertönt der rhythmische Geräuschtakt der Züge und er berichtet von ihrem turbulenten Auf und Ab der Zeit. Man trifft sich in vier Strophen des Titels auf 104 Stationen im einstigen Schnellbahnnetz.

Auch nach 100 Jahren ist die Berliner S-Bahn eines der beliebtesten Verkehrsmittel der Hauptstadt mit einem derzeit 340 Kilometer langen Streckennetz, auf denen 16 Linien mit 1.512 Wagen der Baureihen 480, 481 sowie der neusten 483/484 verkehren und an 168 Bahnhöfen (davon 36 im Umland) halten.



Abfahrbereite S-Bahn der Linie 2 im Nordbahnhof nach Bernau.

Der Biomüll stinkt mich an!

Seit fünf Jahren gibt es nun die Pflicht, Biomüll von Restmüll zu trennen. Hajo Lange ärgert sich über die mangelhafte Umsetzung dieser Maßnahme.

Seit 2019 haben Haushalte (oder Vermieter) die Pflicht, die braunen Tonnen zum Trennen von Bio- und normalem Abfall zu nutzen. Der Inhalt der Biotonnen wird in Ruhleben in der Gäranlage verarbeitet: zu Kompost, Dünger und Biogas. Damit werden unter anderem die Müllautos der Berliner Stadtreinigung (BSR) betankt. Jährlich, so gibt es die BSR online an, werden in Berlin 60.000 Gewichts-Tonnen Biomüll eingesammelt. Aber stimmt das wirklich? Meine Beobachtungen im Kiez lassen mich daran zweifeln.

Vershoben, vergessen, verduftet

So ging ich also seit 2019 mit meinem Küchenabfall (keine Fette – diese vermindern den Zersetzungsprozess des Bioabfalls) zur Biotonne. Bald aber war der Spaß vorbei: Die Behälter waren randvoll, der Geruch entsprechend – und ich konnte mit meinem Abfall immer wieder umdrehen. Am Ende habe ich das Biogut in der normalen Mülltonne entsorgt – wo es wegen der feuchten Beschaffenheit nicht hingehört und nur schlecht von der BSR verarbeitet werden kann. Aber wohin denn sonst damit?

Müllabholung ausgefallen: Einmal ist keinmal, da wird es Gründe gegeben haben, denke ich. Weit gefehlt! Mittlerweile ist man sich im Kiez einig, dass die Abholung nur erfolgt, wenn es gerade passt und nicht – wie angekündigt – alle 14 Tage. Wir wir können also nicht sehr viel zu den eingesammelten 60.000 Tonnen Bioabfall beitragen. Vielmehr ist es laut Beobachtung im Kiezalltag die Norm, dass sich die Reste stapeln, auch in Tüten abgestellt werden und die Deckel offenstehen, weil die Behälter überfüllt sind. Der Geruch ist besonders im Sommer unerträglich.

Schlacht am stinkenden Buffett

Dabei ist eine Abholung alle 14 Tage bereits recht wenig für Feuchtabfall wie

Biomüll. Was passiert eigentlich, wenn so ein Feuchtbio-top vor sich hinlagert? Appetitliche Bakterien, Hefen und Schimmelpilze sammeln sich an. Da ist also Leben in der Tonne. Wenn diese dann so voll ist, dass der Deckel offensteht, verteilen sich ihre Kleinstbewohner auch in der Umgebung – das ist ganz bestimmt nicht gesund und nicht sehr lecker. Klar ist, dass bei diesem ganzen Gewimmel und Gedufte die nächsten Gäste vor der Tür stehen: Jede Ratte weiß, das stinkende Buffet ist eröffnet! Daher gilt, mangelnde Abholung der Tonnen hin oder her, dass neben Fetten auch keine Fleischreste in die braune Tonne gehören, sodass Ratten dem Müll nicht auf die Spur kommen.

Noch aktiver werden

Natürlich haben sich Kiezbewohner bei der BSR gemeldet, haben Bedenken und Verärgerung vorgebracht – bisher ohne Ergebnis. Wir fragen uns, ob Hygiene und Gesundheit Nebensache sind. Nutzungspflicht ja, Abholungspflicht nein? Das ist Müll! Wenn das Kontaktformular ignoriert wird, wäre ein nächster Schritt vielleicht ein Bürgergespräch mit der BSR; das ist so überfällig wie die letzte Abholung. Wer hilft mit?



Beschilderung an einem Müllplatz im Hof zwischen Garten- und Ackerstraße. Die Schilder wurden im Jahr 2018 aufgehängt, kurz vor Einführung der Biotonnen-Pflicht. Foto: Hensel

Zum Schluss... Kieztermine

- 25.11. 17–20 Uhr: Repair Café im Brunnenviertel, Anmeldung unter repaircafe-brunnenviertel@mail.de, Ort: Olof-Palme-Zentrum, Demminer Straße 28
- Dienstags (bis 17.12.) 15–17 Uhr: Lesecafé (Bücher aus aller Welt), Ort: Waschküche, Feldstraße 10, Infos gibt es online unter: www.waschkueche-brunnenviertel.de
- Mittwochs 19 Uhr: Square Dance für alle mit dem Crazy Eights Square Dance Club, Ort: Begegnungsstätte im Kiez, Stralsunder Straße 6
- 30.11. 14–16 Uhr: Workshop: Winterkranz aus Naturmaterialien basteln, Ort: Gartenstraße/Ecke Grenzstraße
- 30.11. 10–14 Uhr: Einführungsworkshop Siebdruck auf Textilien/Papier, Ort: Stattlab, Ackerstraße 117, Anmeldung: workshop@stattlab.net
- 05.12. 19 Uhr: Zeitzeugen im Gespräch: Fluchthelfer Burkhard Veigel (Vortrag), Ort: Seminarraum Berliner Unterwelten, Brunnenstraße 142, Tickets: www.berliner-unterwelten.de
- 05.12. 17.30–20 Uhr: Öffentliche Quartiersratssitzung, Anmeldung erbeten unter der E-Mail-Adresse qm-brunnenstrasse@list-gmbh.de, Ort: QM Brunnenstraße, Swinemünder Straße 64
- 07.12. 8–13 Uhr: BSR-Kieztag, Ort: Demminer Straße/Swinemünder Straße (Wendehammer)
- 08.12. 19 Uhr: Weihnachtslieder aus dem Erzgebirge mit dem Musik-Colloquium (Gesang und Dichtung), Ort: Brunnenviertel e.V., Graunstraße 28
- 13.12. 17.30 Uhr: Lucia-Fest mit der Bürgerredaktion mit vielen Kerzen, skandinavischem Gebäck, Punsch und mehr, Ort: Brunnenviertel e.V., Graunstraße 28, Info: www.brunnenmagazin.de**
- 14.12. 10–14 Uhr: Einführungsworkshop Siebdruck auf Textilien/Papier, Ort: Stattlab, Ackerstraße 117, Anmeldung: workshop@stattlab.net
- 14.12. 14.30 Uhr: Führung im Buddhistischen Fo-Guang-Shan Tempel, Ort: Fo-Guang-Shan Tempel, Ackerstraße 85–86
- 28.12. 11–13 Uhr: Kiezfrühstück (Mitbringbuffet), Ort: Waschküche, Feldstraße 10, Infos gibt es online unter: www.waschkueche-brunnenviertel.de
- 30.12. Foto-Sonderausgabe des Kiezmagazins brunnen erscheint, Start der Verteilung**

Jahreswechsel! Ab hier ist 2025.

- 04.01. 10–14 Uhr: Einführungsworkshop Siebdruck auf Textilien/Papier, Ort: Stattlab, Ackerstraße 117, Anmeldung: workshop@stattlab.net
- 18.01. 19 Uhr: Lesung mit Gretchen Dutschke: „Auf stacheligen Wegen zur Befreiung – Immer wieder Aufbruch und Neuanfang“, Ort: Waschküche, Feldstraße 10, Info: www.waschkueche-brunnenviertel.de
- 25.01. 11–13 Uhr: Kiezfrühstück (Mitbringbuffet), Ort: Waschküche, Feldstraße 10, Infos gibt es online unter: www.waschkueche-brunnenviertel.de
- 25.01. 14.30 Uhr: Führung im Buddhistischen Fo-Guang-Shan Tempel, Ort: Fo-Guang-Shan Tempel, Ackerstraße 85–86
- 22.02. 11–13 Uhr: Kiezfrühstück (Mitbringbuffet), Ort: Waschküche, Feldstraße 10, Infos gibt es online unter: www.waschkueche-brunnenviertel.de

Termine. Termine. Termine.

Im Brunnenmagazin (Blog) gibt es viele weitere Veranstaltungstipps aus dem Kiez und aus dem ganzen Wedding. Folgt dem QR-Code zu den Tipps auf www.brunnenmagazin.de!

